



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

10. Münster und Düsseldorf. Das Anerbieten des Fürsten Salm. Abschied von Berlin. Leben in Münster. Bei der Emmerich. Uebersiedlung nach Düsseldorf. P. Wüsten. Die Braut des Königssohns. Düsseldorfer ...

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

10. Münster und Düsseldorf.

Das Anerbieten des Fürsten Salm. Abschied von Berlin. Leben in Münster. Bei der Emmerich. Uebersiedlung nach Düsseldorf. P. Wüsten. Die Braut des Königssohns. Düsseldorfer Freunde. Abschied von der Familie Salm.

Bereits im Herbst des vorausgehenden Jahres hatte Brentano Versuche gemacht, die Freundin von Berlin hinwegzubringen, und sie darum in Westfalen bei den angesehensten Familien, mit denen er in Berührung kam, namentlich bei Graf Stolberg, bei dem Fürsten Salm und im Hause Diepenbrock, empfohlen. In Folge der warmen Schilderung, welche er der Gräfin Stolberg mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit von dem sittigen Mädchen, von dem „tief und freudig überraschenden, schullosen, reichen Gemüth“ dieser „guten, frommen, fröhlichen, ernstern Freundin unseres Heilandes“ machte¹, zeigte sich die Gräfin gleich geneigt, das Fräulein in ihr Haus einzuladen. Damals aber sah Luise, so sehr sie „in der Seele gerührt und erstaunt“ war, daß diese lieben Menschen (die Stolberg'sche Familie) sie verlangen, noch „gar nicht die Möglichkeit ein, aus der Mutter Haus im Guten zu kommen“ (8. Oct. 1818). „Wenn das Anerbieten der Gräfin St(olberg) jetzt käme, da ich noch bei Werthers bin, würde es der Mutter sehr auffallen; ich empfehle Gott die Sache.“ So schrieb sie noch am 1. November an Brentano, einige Wochen vor ihrer Conversion.

Jetzt aber war ihre Verfassung eine solche, daß sie einen Ruf aus Münster, der zu Anfang des Jahres 1819 an sie erging, trotz aller Schrecknisse einer Trennung nicht mehr von sich wies. Die Fürstin Salm-Reifferscheidt-Kraut-

¹ Cf. Brentano's Ges. Briefe I. 288. Vgl. auch Diel-Kreiten II. 204.

heim, eine Tochter der berühmten Fürstin Gallizin, suchte für sich und ihre Töchter eine Gesellschafterin. Auf Anregung Brentano's hatte sie sich nach Berlin an den Staatsminister Grafen Andreas Bernstorff, einen Freund Stolbergs, gewandt, und durch diesen sowie durch den Grafen Ludwig v. d. Gröben von den Eigenschaften und bereits bewährten Fähigkeiten der Luise Hensel so befriedigende Kunde erhalten, daß sie an dieselbe ohne Säumen durch ihren fürstlichen Gemahl eine Einladung ergehen ließ.

Am 4. Januar 1819 richtete der Fürst und Altgraf zu Salm-Keifferscheidt-Krautheim folgende Zeilen an Fräulein Hensel:

„Hochgeehrteste, Da ich mich in dem Fall finde, für meine Gemahlin und meine Töchter eine Gesellschafterin zu suchen, so nehme ich keinen Anstand, mich an Sie, Geehrteste, auch unbekannter Weise zu wenden, da Sie mir von Leuten, welche das Vergnügen hatten Sie in großen Zirkeln der Hauptstadt zu kennen, als diejenige empfohlen wurden, welche alle zum gesellschaftlichen und häuslichen Vergnügen zu wünschende Eigenschaften in einem so hohen Grade vereinigt, als wir es nur wünschen mögen. Meine Gemahlin schreibt mit der nämlichen Post an die Herren Grafen von Bernstorff und von Gröben, um dieselben zu ersuchen, Ihnen, Geehrteste, denselben Antrag zu machen und Sie zu bitten, uns Ihren Entschluß so schleunig als möglich zukommen zu lassen, damit wir andere uns gemachte Anträge beantworten können. Ich bitte Sie im Voraus überzeugt zu sein, daß Sie bei uns als Freundin und Kind des Hauses erwartet sind, und spreche deswegen auch vorläufig von keinem Antrag eines Honorars, dessen Bestimmung ich Ihnen selbst, Geehrteste, gänzlich überlasse; daß Ihnen die nöthigen Reisekosten auf alle Fälle von uns vergütet werden, versteht sich wohl von selbst. In der Hoffnung, daß die Offenheit meines Antrages Ihnen einiges Vertrauen auf einen zwar noch Unbekannten einflößen werde, bitte ich um den ersten Beweis des-

selben durch möglichst baldige Beantwortung meines Briefes und Beschleunigung Ihrer Abreise. Hochachtungsvoll

Ergebener Fürst und Altgraf zu
Salm-Keifferscheidt-Krautheim,
K. Preuß. Obrist und Regimentschef."

Auch die Fürstin Maria Anna zu Salm-Keifferscheidt richtete unterm 21. Februar 1819 an Luise, welche inzwischen das Anerbieten in vertrauensvoll offener Weise beantwortet hatte, freundliche Zeilen und ermunterte sie, bald eine schickliche Gelegenheit zur Abreise ausfindig zu machen. „Gegenseitiges Vertrauen bei einer mit reinem Willen unternommenen Sache wird auch Er segnen, liebe Luise, und zu einem Ihm gefälligen Ziel leiten“, bemerkt sie darin und schließt: „Mit offenem Herzen erwarten wir Sie, liebe Luise.“

Clemens Brentano war mittlerweile — um Mitte Januar — aus Dülmen für einige Monate nach Berlin zurückgekommen¹ und unterstützte den Plan, der ja von ihm ausgegangen, persönlich nun mit allen Kräften. Er trat auch bei der Mutter Hensel dafür ein, welche den Entschluß der Tochter anfänglich lebhaft bekämpfte und nur mit schwerem Herzen endlich sich darein ergab. Für Luise selbst war es vornehmlich die Hoffnung, mit Katharina Emmerich, der Begnadigten, in persönliche Berührung zu kommen, was ihr die Furcht vor der Fremde, „den Widerwillen, in das fremde vornehme Haus zu gehen“, überwinden half.

So kam es denn im März zur Reise. Der Abschied wurde ihr „unaussprechlich schwer“. Die Trennung von der Mutter, die sich selbst nicht zu fassen vermochte, von den Geschwistern und vertrauten Freundinnen, von ihrem Zögling, der fünfzehnjährigen sehr anhänglichen Josephine von Werther, und deren guten Eltern, besonders aber auch von dem noch nicht drei-

¹ Bis zum 10. Januar war er noch in Dülmen (Brief an A. Diepenbrock vom 6. Febr. 1819).

jährigen, ihr an's Herz gewachsenen Pflegekind, das die Schwester ihr sterbend vermacht: diese Lostrennung von Allem, was ihr theuer war, erfüllte sie mit solchem Schmerz, daß sie zu erliegen meinte; sie glaubte alles Schwerste im Leben „erschöpft zu haben, weil sie diesen Abschied überleben konnte“.

Er fand in aller Stille statt¹. Wilhelm Hensel, der wackere Bruder, sorgte für eine passende Reisegelegenheit und am 9. März 1819 verließ Luise Hensel Berlin. Ein Freund ihres Bruders und Brentano's, der Staatssecretär W. Neumann und dessen Schwester Marie, welche zu Münster in ein Kloster zu treten wünschte, begleiteten sie auf dieser Reise².

Am 11. März, nach einer Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten, langte sie in der Hauptstadt Westfalens an.

Im Hause der Fürstin Salm ward ihr die freundlichste Aufnahme. Als Gesellschafterin der Fürstin und ihrer ältesten Tochter, Prinzessin Eleonore, nahm Luise eine durchaus geachtete Stellung ein und erfuhr von Allen, wie sie selbst bezeugt, viel Liebe und Güte.

Hier in Münster umwehte sie katholische Luft, wonach sie sich gesehnt. Hier war der mild ascetische, kirchlich mystische Geist der westfälischen Familia sacra, deren Mittelpunkt die Fürstin Amalie von Gallizin gebildet, noch lebendig und weithin wirksam. Hier lebten noch Glieder dieses ehrwürdigen, für das Münsterland und ganz Deutschland so segensreichen christlichen Bundes, der mitten unter den Anfechtungen eines revolutionären

¹ „Wir werden immer mit Liebe und der herzlichsten Theilnahme an Sie denken“, schrieb die Frau Baronin von Werther in ihrem Abschiedsbillet.

² Marie Neumann, ein frommes schlichtes Bauernmädchen aus der Gegend von Marienburg, fand zunächst, und zwar durch Fräulein Hensel, im Haushalt des Fürsten Salm Unterkunft und Versorgung. Wie es ihr später gelang, bei den barmherzigen Schwestern in Münster unterzukommen, wird in der Folge berichtet werden.

und rationalistisch aufklärerischen Zeitgeistes das höchste Ziel des Menschenlebens, eine Gemeinschaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung, darzustellen suchte und zur religiösen Wiedererweckung des katholischen Deutschlands so viel beigetragen hat¹: ein Overberg, Katerkamp, Kellermann, Clemens August von Droste, der Generalvikar und nachmalige Erzbischof, mit seinen Brüdern. Auch Graf Stolberg war noch am Leben und, wengleich auf seinem Landsitze abwesend, mit dem Münster'schen Freundeskreise in geistiger Verbindung, mit seinem Schwanengesang, dem herrlichen „Büchlein von der Liebe“ beschäftigt.

Dazu fand Luise in Regens Overberg, der sie mit apostolischer Freude empfing, einen väterlichen Freund und Berather. Er war ganz der edle, geistreiche, von göttlichem Frieden und christlicher Freundlichkeit belebte Greis, wie ihn Brentano ihr geschildert. Seiner geistlichen Leitung überließ sie sich mit dem Vertrauen eines Kindes, und ihr Heil konnte, soweit es von Menschen abhing, in keinen bessern Händen sein. „Ich sehe sie wie ein Kleinod an,“ schrieb er an Brentano, „das man sehr sorgsam bewahren muß. Von meiner Seite werde ich mit Gottes Gnade alles Mögliche dazu beitragen.“²

Luisens Berichte an die theilnehmenden Freunde in Berlin lauteten denn auch nach dieser Hinsicht durchaus günstig und erfreuend. Sie ist selber erstaunt, wie ein Herz, das so viel gelitten und verloren, wiederum so viel gewinnen könne. Es gelingt ihr sogar zuweilen, einer fernen Freundin gegenüber, den Ton zum Scherze zu finden. Ein Bild ihrer damaligen Lage und ihrer Stimmung in den neuen Verhältnissen spiegelt sich in dem Briefe ab, den sie zwei Monate nach ihrer Ankunft

¹ Vgl. J. Galland, Die Fürstin Amalie v. Gallizin und ihre Freunde. Köln 1880. S. 146 ff. 157.

² G. Brentano's Ges. Werke VIII. 337. und Diel-Kreiten II. 204.

in Münster zum Geburtstag ihrer Freundin Hedwig von Stägemann geschrieben¹:

Luiſe Henſel an Hedwig von Stägemann.

Münſter, den 11. Mai 1819.

Du ſiehſt, meine theure Hedwig, daß ich den Tag wohl noch weiß, an dem der liebe Gott Dich in die Welt geſchickt hat; möge er nun auch meine treuen Wünſche für Dein Herz erfüllen, möge er Dir das Leben angenehm und heiter, den Himmel aber noch viel heitrer und wünſchenswerther machen. Ob Du heut wohl einen kleinen Augenblick lang an mich, Deine alte Freundin, denkſt? Alle Deine übrigen Freundinnen werden Dir dieſen Tag ſo schön und fröhlich machen, daß Du mich wohl nicht vermiſſen wirſt; aber dieß fordere ich auch gar nicht, ich habe niemals gewünscht, daß mich jemand vermiſſen möchte, und ich würde Dich auch lieb behalten, wenn Du mich ganz vergeſſen hätteſt; alle Welt wollt' ich lieb behalten, wenn ſie mich auch vergäße — ja, ich hoffe, ich würde meinen Heiland lieben und ewig lieben, wenn es auch möglich wäre, daß er mich vergeſſen könnte; aber ich geſtehe Dir, es iſt mir doch ſehr lieb, daß ich dieß nicht zu fürchten habe, denn was wäre Himmel und Erde ohne ihn und ſeine Liebe? — Sage mir einmal, liebe Hedwig, möchtest Du wohl in den Himmel kommen ohne ihn? Ich ſetze den Fall, es gäbe einen Himmel außer ſeiner Gegenwart, gingſt Du wohl hinein? — ich denke, wir thäten es Beide nicht, wir wollten ihn ſuchen und nach ihm rufen, und wenn er nicht zu finden wäre, ſo wollten wir auch die Seligkeiten nicht, die er nicht mit uns theilte; nicht ſo? — Ich ſchwätze wieder wie ein Kind, wir ſchwätzten ja aber immer ſo, wenn wir uns beſuchten, wir ſind doch Beide rechte Kinder geblieben und ſind doch mit ſo vielen klugen Leuten umgegangen und ſelbſt oft für ſehr klug gehalten worden.

¹ Abſchrift nach dem von Frau von Olfers gütigſt eingeſandten Original.

Es ist wunderbar, wenn ich manche Stunden, Tage, ja Monate und Jahre in mein Gedächtniß zurückrufe, so möchte ich mich verwundern, daß ich die bin, die diese überstanden hat — doch möchte ich nicht, daß ich weniger gelitten hätte, es wäre mir wohl jetzt besser, wenn ich mehr Leiden getragen — aber ich meine unverschuldet getragen hätte.

Mein gegenwärtiges Leben wird mir durch die Liebe und Güte dieser guten liebenswürdigen Menschen, unter denen ich lebe, so angenehm gemacht, daß ich wahrlich sehr undankbar sein müßte, wenn ich dieß nicht tief im Herzen empfinde und jede neue Freude aus Gottes lieber Vaterhand dankbar und froh empfinde. O wie ist es möglich, daß ein Herz so viel verlieren und wieder so viel gewinnen kann wie das meine! — Ich kann's nicht glauben, daß mein ganzes künftiges Leben so ruhig und heiter hingehn sollte, wie es mir jetzt hingehet — der Wille meines Herrn geschehe in Allem! wenn er mich nur an seinem Herzen trägt und für sich erzieht, so mag er mich führen wie er will! — Ich denke unendlich oft an Dich, meine liebe heitre Hedwig, hier ist der Frühling so schön und Dein lieber Mai besonders macht hier einen solchen Lärmen mit seinen Lerchen, Nachtigallen und Grasmücken, daß es eine Lust ist, ihn zu hören. Die Prinzessin Eleonore, welche ein sehr gutes und anmuthiges Mädchen ist, liebt auch die Natur wie ein Kind, und wenn wir spazieren gehn, was fast täglich geschieht, so freuen wir uns gemeinschaftlich über jede Blüthe; im Garten der Fürstin, der sehr hübsch eingerichtet und voller Blumen ist, haben wir ein eignes Beet, das wir selbst bepflanzt haben; wir haben aber ganz besondere Freude an einigen Vogelnestern, die im Garten sind. Die Stadt hat nichts besonders Angenehmes, doch rings um sie sind hübsche Spaziergänge und der Schloßgarten ist viel kleiner, aber sonst ebenso gut wie der Berliner Thiergarten. Wäre aber auch nichts Schönes hier, ich könnte mich auf neun Hälmchen Gras ebenso freuen und glücklich fühlen wie auf der schönsten Wiese,

wenn ich unter so edlen und verständigen, geist- und gemüthvollen Menschen lebte wie die Fürstin und der Fürst. Denke nicht, liebe Hedwig, daß ich jene guten lieben Menschen, unter denen ich in B(erlin) lebte, und meine Freunde und Familie vergessen könnte, oder daß ich nicht empfunden hätte, daß ich von ihnen allen mit ganz unverdienter Liebe, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt wurde, dieses Undanks ist mein Herz nicht fähig; aber manches, das an mir lag, drückte mich doch dort. Hier lebt man im Ganzen auch freier und fröhlicher, wenigstens in der fürstlichen Familie, die meine Welt hier ausmacht; ich habe in einigen Gesellschaften die schöne Münster'sche Welt gesehen, ohne mehr oder weniger erbaut oder gestört (wie Du es nehmen willst) zu werden als in B. Ich glaube, hier gilt das Lied von Claudius vom Meister Urian:

— „sah überall ein'n Sparren,
Die Menschen grade dort wie hier
Und eben solche Narren.“ — Mit Erlaubniß! —

Die Welt ist rund und für ein Kinderauge schließt sich der Himmel überall an die Erde — Gott erhalte Dir und mir solche Kinderaugen. Wenn ich in Gesellschaften gehe, so thue ich das meiner lieben gütigen Fürstin zu Gefallen und dann ist es auch recht gut und schön; Alles ist gut und schön, wo gute Menschen sind, und alle guten Menschen sind schön, gelt Hedwig? Jeder ist freilich auf seine Weise schön, aber doch schön.

Was macht denn das dicke, dicke, dicke Hännchen? wird sie immer dicker? ist sie auch hübsch böß auf mich? Grüße sie doch, wenn Du sie siehst, recht herzlich, grüße auch unsere liebe Laura . . .¹

¹ Das „dicke Hännchen“ ist Frau Zimmermann. Ihr Gatte war der Maler Karl Zimmermann, der schon ein Jahr darauf, im Sept. 1820, auf einer mit G. Reimer und Dr. de Wette unternommenen Reise in die bayrischen Alpen, beim Baden in der Loisach bei Wolf-

Von meinem Bruder, der mir einen schönen Gruß von Dir bestellt hat, habe ich gehört, daß Deine liebe Mutter sich doch ziemlich wohl befindet; das erfreut mich von Herzen, ich küsse ihr die Hand, empfehl mich recht schön an sie und sage, ich ließe schön danken, daß sie so gut gewesen ist, Dich heute zur Welt zu bringen, ich verspräche ihr auch gewiß, daß was recht Schönes und Gutes aus dem Wickelpüppchen werden würde; ach, es ist doch schade, daß Du schon acht Tage alt bist, wenn Du diesen Brief erhältst!

Lebe wohl, meine theure liebe Hedwig! ob ich Dich wohl auf dieser Welt wieder sehen werde? — nun, es soll auch gut sein! Wir wollen mit Gottes Gnade suchen, daß wir uns im Himmel wieder sehen, da haben wir's ohnehin bequemer und es ist nicht zu befürchten, daß wir uns dann wieder trennen müssen; bleib mir nur ein wenig gut und schreibe recht bald an mich, und wenn Du recht gütig sein willst, so schicke mir auch was Vereintes, es würde mich recht erfreuen.

Luiſe.

Seit Luiſe auf weſtfälischer Erde ſich befand, waren ihre Gedanken nach dem Städtchen gerichtet, wo die begnadigte Nonne wohnte. In Dülmen lag der Magnet, der mit geheimnißvoller Macht ihre Seele unwiderſtehlich anzog. Münster und Haus Salm ſollten ihr überhaupt nur eine Uebergangſtation ſein, „um von da zur Emmerich und ſpäter in ein Kloſter zu kommen“. So lag es in ihrem Zukunftsplan. Einſtweilen ging ihr ſehnsüchtiges Verlangen wenigſtens dahin, die unbekante Freundin und Fürbitterin einmal aufſuchen zu dürfen, diejenige von Angeſicht zu ſehen und zu begrüßen, die ſo wunderſam in die Geſchichte ihres inneren Lebens eingewirkt, deren einfaches Daſein ihr als ein lebendiges Zeugniß für die Kirche der Gegenwart erſchien.

rathshauſen erkrankt. Sie friſtete dann ihr Leben als geſchätzte Geſanglehrerin. Laura iſt die Gattin Friedrich Förſters.

Oberberg, der „liebe milde“ Priestergreis, unterstützte ihr Gesuch, und durch seine Vermittlung gelang es ihr, gegen Ende April 1819 die Fürstin zu bewegen, daß sie mit Luise auf einen Tag nach Dülmen fuhr und sie zur Emmerich führte. Die gute Fürstin machte ihr die Freude, sie etwa eine Stunde bei derselben allein zu lassen.

„Es war an einem Freitag,“ erzählt Luise Hensel in ihren Aufzeichnungen darüber¹, „aber in jener Zeit, wo ihre Wundmale nicht bluteten, da sie, wie ich schon gehört hatte, Gott gebeten: ihr diese äußeren Ehrenzeichen zu nehmen, durch welche ihr ohnehin so viel Störung durch Neugierige wurde. Mir kam es darauf nicht an, sondern vor Allem auf ihr Wort, ihre Lehre; ich fand mich mit der ganzen Seele auf sie angewiesen. — Sie empfing mich mit großer Freundlichkeit und hatte etwas ganz menschlich Liebes. Sobald wir allein waren, umarmte sie mich mit großer Innigkeit und liebte, wie mit einem Kinde, was mich in tiefster Seele demüthigte, da ich meiner Sünden und Thorheiten gedachte, und während sie mich herzte und küßte, sagte ich die ungeschickten Worte: wenn sie mich kannte, würde sie so zärtlich nicht mit mir sein. Da ließ sie mich plötzlich aus ihren Armen und schaute mich mit einem langen, ernsten, unaussprechlichen Blicke an, von dem ich fühlte, daß er durch alle Tiefen meines Wesens drang, dann sagte sie sehr ernst: ‚Glaube mir, wer zu mir kommt, dem sehe ich auf den Grund des Herzens; das hat mir Gott gegeben.‘ Dann setzte sie freundlich lächelnd hinzu: ‚Dein Wille ist gut‘ — und herzte mich von Neuem. O wie unaussprechlich trostreich war mir das!

„Ich hatte eine Näharbeit bei mir, ein Corporale, das ich mit einer Spitze schon zum Theil besetzt hatte, und die liebe Selige sagte, als die Fürstin mich zum Mittagessen abholen

¹ „Erinnerungen, zum Theil aus früheren Tagebüchern, zum Theil aus dem Gedächtniß geschrieben, meinen Verkehr mit der lieben sel. Anna Cathar. Emmerich betreffend.“ (Handschriftlich.)

ließ: ich solle es ihr dort lassen, sie wolle es mir fertig nähen. Ich wendete ein, daß sie ja so sehr leidend sei (ihre Wangen glühten fieberhaft und ihre Hände zitterten) und die feine Näherei sie angreifen würde; aber sie sagte: „Ne, det stärket mich.“ Vorher hatte sie reines Hochdeutsch gesprochen. Als ich gleich nach dem Essen wieder zu ihr kam, fand ich sie eifrig nähernd mit lebhaft leuchtenden Augen. Sie bezeichnete auch mit kleinem † von rothem Garn die Stelle, wo nach der Consecration die heilige Hostie gelegt wird, und bevor sie mir das Tüchlein reichte, küßte sie diese Stelle mit den Worten: „Dütt Pläckken hebbe ick gewaltig les“ (lieb). Die Näherei war sehr schön und fein gemacht.“

Bald darauf reiste Luise mit der Fürstin wieder ab. Das war die erste Begrüßung und das flüchtige erste Zusammensein mit Katharina Emmerich, wonach sie sich so sehr gesehnt — ein Zusammensein, das ihr, nach eigenem Ausdruck, „unbeschreiblich viel war, wie wenig sie mir auch sagen konnte“. Und der tiefsten Eindrücke voll kehrte sie nach Münster zurück, sich der Aussicht getröstend auf einen fortgesetzten und vertrauteren Verkehr mit der begnadeten Seele, die sie fortan wie ihren Schutzgeist verehrte. Aber diese freundliche Hoffnung sollte für die nächste Zeit bitter getäuscht werden, und durch eine seltsame Verkettung trug die Schuld daran, wenn auch nur mittelbarer Weise, Brentano.

„Es kamen harte Zeiten für mich,“ fährt Luise Hensel fort, „deren Leiden ich hier nicht detailliren will und kann. Es hatte sich in Dülmen und Münster eine förmliche Opposition gegen (den noch in Berlin abwesenden) Brentano gebildet, und zwar von den bestgesinnten Männern, zu denen auch der Fürst Salm, ein frommer und trefflicher Mann, gehörte. Brentano hatte nämlich bei seiner großen Leidenschaftlichkeit und Nichtachtung aller nothwendigen Rücksichten auf Anstand, Urtheil der Welt &c. überall angestoßen und verletzt (während seines erstmaligen Aufenthaltes in Dülmen,

Herbst 1818 bis Januar 1819) . . . Während er aber nun nach Berlin zurückgegangen war, um dort seine Hütte abzubauen und ganz nach Dülmen zu übersiedeln, hatte sich jene Opposition gebildet, um seine Rückkehr nach Dülmen zu verhindern¹. Er schrieb mir von Berlin einigemal und gab mir Vorschriften, die unausführbar waren, die er auch im folgenden Brief oft selbst widerrief, und leider kam ein Brief von ihm, der in großer Verwirrung und Aufregung geschrieben war, in die Hand des Fürsten (Salm), und gleich darauf kam er selbst². Nun ward mir verboten, mit ihm allein zu sprechen, und ich mußte Zeuge eines harten Wortwechsels zwischen beiden Männern sein. — Es gelang ihm dennoch, in Dülmen wieder Aufnahme und Zutritt zu der lieben Seligen zu gewinnen, und nach und nach gelangte er auch wieder zu einer ruhigeren Stimmung und versöhnte manch widerstrebendes Gemüth. Mir aber war nun aller Verkehr mit ihm und Dülmen verboten und unmöglich gemacht, worüber ich unbeschreiblich litt.“

Nur einmal noch während des Zeitraumes von zwei Jahren, welche Luise im Hause Salm verlebte, ward ihr die Vergünstigung, das Haus der Begnadigten zu betreten und der schwer Leidenden wenigstens die Hand zu drücken. Es geschah auf einer flüchtigen Durchreise im Sommer 1819, als die fürstliche Familie von Münster nach Düsseldorf übersiedelte. Aber wie contrastirte, was sie dießmal sah, mit dem freundlichen Eindruck des ersten Besuchs! Wir folgen wiederum ihren eigenen Aufzeichnungen:

„Im August desselben Jahres (1819) zog das Salm'sche Haus nach Düsseldorf. Wir passirten demnach Dülmen, und die Fürstin besuchte den Landrath v. Bönninghausen, den sie kannte, daß er uns Alle zu der ‚Kranken‘ führen möge. Es

¹ Näheres darüber bei K. G. Schmöger, *Leben der gottseligen A. K. Emmerich*. Freiburg 1867—70. II. 3—14; *Dieckreuten, Leben Brentano's* II. 197—199. 205—215.

² In der ersten Hälfte des Monat Mai.

war nämlich gerade jene widerwärtige Untersuchungs-Commission dort, die sich selbst aus einigen völlig ungläubigen Menschen, meist Aerzten, gebildet hatte, um den Betrug zu entdecken, der als unzweifelhaft im Voraus angenommen war¹. Zwei [richtiger drei] Priester, die sich ohne Auftrag der geistlichen Behörde dieser Expedition angeschlossen hatten, waren sogleich durch den Generalvicar von Droste zurückberufen. Es war ein herzzerreißender Anblick, die liebe Leidende so zu sehen. Sie schien in den vier Monaten, wo ich sie nicht wieder gesehen hatte seit jenem ersten Besuch, wenigstens 20 Jahre älter geworden. Sie lag in einem Saal, der von beiden Seiten viele Fenster hatte, inmitten des leeren großen Raumes im Bette — von allen Seiten mit grellem Licht umgeben. Am Fußende desselben saßen zwei Männer der sogen. Commission, die sich selbst gesendet hatte, auf jeder Seite einer, und schaute ihr unverwandt in's Gesicht. So oft die Stunde schlug, traten zwei andere ein und nahmen dieselben Plätze ein und thaten dasselbe. So ging das 14 Tage hindurch fort bei Tag und bei Nacht, und während dieser ganzen Zeit durfte sie keinen andern Menschen (auch ihren Beichtvater nicht) sprechen, konnte natürlich auch in dieser Folterqual kaum beten. Aber auch an leiblicher Qual fehlte es nicht . . . Dazu war das ganze Zimmer voller Fliegen. Als wir mit dem Landrath (der sich zu dieser saubern Untersuchungs-Commission bekannte und die liebe Kranke selbst auf seinem Arm in jenes Haus getragen hatte)

¹ Die Untersuchungscommission war vom Oberpräsidenten v. Vincke eigenmächtig, mit Umgehung der kirchlichen Obrigkeit, zusammengesetzt worden. An ihrer Spitze stand der Landrath von Bönninghausen. Die Kranke war, trotz ihrer Protestation, mit Gewalt aus ihrer Wohnung in das Haus des Hofkammerraths Meersmann geschleppt und dort in einem Saal des zweiten Stockwerks zur Bewachung untergebracht worden. Die Untersuchung begann am 3. August und dauerte bis gegen Ende des Monats — eine Reihenfolge von Martern für die arme stille Dulderin. Die Einzelheiten bei Schmöger a. a. D. II. 38. 42 ff. 51—53. 60—115.

eintraten und sie aus besonderer Vergünstigung in seiner Gegenwart sehen durften, saß eine alte Frau, die von den Herren gedungen war, rechts an ihrer Seite und scheuchte ihr die Fliegen; am Fußende zwei der Herren, wo ich in der Person des Einen einen protestantischen Arzt¹ erkannte, der in Münster übel berufen war, weil er seiner katholischen Frau das Versprechen nicht gehalten, daß die Kinder ihrer Kirche angehören sollten, und sie hatte sich darüber zu Tode gegrämt. Da ich wußte, daß sie Jedem auf den Grund des Herzens sehen konnte, dachte ich: was muß es ihr wol eine Pein sein, diesen so nahe bei sich sitzen zu sehen (er trug den Trauerflor noch um den Arm). Als ich ihr ohngefähr zwei Jahre später, als ich so glücklich war sie wieder zu sehn und neun Tage in Dülmen zu leben, sagte: daß mich der Anblick dieses Menschen ihretwegen so erschreckt, erwiederte sie ganz schnell: ‚Der war der Beste.‘ Doch ich muß noch zu jenem Besuch während der schweren Leidenszeit unserer lieben Schwester zurückkehren, wo mir noch etwas mich sehr Rührendes mit ihr begegnete.

„Wir hatten sie mit geschlossenen Augen gefunden, graugelb von Farbe, das Gesicht war ungewöhnlich lang gezogen und voller Falten, deren sie sonst keine hatte. Als die Fürstin sie anreden wollte, versuchte sie zu antworten, man konnte sie aber nicht verstehen. Es setzten sich gerade Fliegen auf ihre Augenlider, und da die Fürstin sagte: ‚Ach, (Sie) werden auch so von den Fliegen geplagt‘, sagte Herr von Bönninghausen: ‚Jungfrau Emmerich meint, die Menschen seien schlimmer als die Fliegen.‘ Sie schien eine bejahende Bewegung mit dem Kopf machen zu wollen. Ihr Athem war schwer, in der Art, wie ich ihn oft bei Sterbenden gefunden. Ich hatte mich hinter das Kopfende ihres Bettes gesetzt und glaubte, so eher meine innere Bewegung bemeistern zu können. Als wir fortgingen, reichten der Fürst und die Fürstin, dann die Prinzessin und

¹ Medicinalrath Vorges. Vgl. dazu Schmöger II. 70. 82.

ihr Bruder ihr die Hand; die ihrige ruhte matt auf der Decke. Sie blickte nicht auf, erwiderte keinen Handdruck; als ich aber leise auch ihre Hand erfaßte, hielt sie die meine fest, griff auch mit der linken zu, öffnete rasch die Augen und sah mich mit einem überaus schmerzlichen, langen ernstern Blick an, der mein ganzes Inneres zerriß und den ich nie vergessen konnte. Sie hatte Keinen angesehen, von mir auch keinen Laut gehört; dennoch wußte sie selbst in ihrer Todesqual, daß eine Seele da war, die sie näher anging.

Der Landrath von Bönninghausen sagte zur Fürstin, als er uns sämmtlich zu der lieben Leidenden führte: zu sanft sei sie eben nicht, denn sie habe ihn und die anderen Herren ‚Teufelsknechte‘ geheißen¹. Ich war sehr geneigt, dieß Urtheil zu unterzeichnen.“

Mit solchen Eindrücken und Empfindungen verließ Luise Hensel Dülmen, um mit der fürstlichen Familie die Reise nach Düsseldorf fortzusetzen, wo diese fortan Residenz hielt.

Noch in Münster hatte Luise Hensel von dem Weihbischof Caspar Maximilian von Droste (Bischof zu Jericho) am 3. Juni 1819 in der Domkirche das Sacrament der Firmung empfangen.

In Düsseldorf, wie in Münster, führte Luise Hensel, soweit es nur immer ihre Stellung in dem fürstlichen Hause erlaubte, ein möglichst zurückgezogenes Leben. Sie hatte sich dieses, wenigstens für die erste Zeit, von der Fürstin als Vergünstigung erbeten, was aber zu dem eigenthümlichen Gerüchte Ver-

¹ Vgl. Schmöger II. 77—78: „Aber wofür halten Sie uns denn?“ hatte der Landrath auf die Erklärung der Emmerich, daß sie die Herren nicht als die rechtmäßigen Richter in dieser Sache erkenne, gefragt. Augenblicklich versetzte sie in feierlichem Tone: „Ich halte Sie alle für die Knechte des Teufels.“ Es war am 13. August.

anlassung gab, als ob sie gefangen gehalten würde. Luise erwähnt desselben in einem Briefe an ihre Freundin Emilie Piaffe, anknüpfend an einen Besuch, den ein gemeinsamer Berliner Bekannter, Namens Löß, ihr in Düsseldorf gemacht. Dieser hatte sich beim Abschied etwas mysteriös erboten: wenn sie eines treuen Menschen jemals bedürfte, was in ihrer Lage doch leicht der Fall sein könnte, so sollte sie auf ihn rechnen. „Ich fand,“ bemerkt sie dazu¹, „eine große Herzensgüte in diesem Anerbieten und dankte ihm; aber ich gestehe, daß ich seine Meinung bei diesen Worten nicht ganz verstand, und schob sie daher auf ein Gerücht, das sich in Münster gleich nach meiner Ankunft verbreitet haben soll: nämlich daß im Hause der Fürstin eine junge Berlinerin angekommen sein sollte, die man aber ganz einsperrte. Dieß Geschwätz kam daher, weil ich die Fürstin bat, mich mit Gesellschaften, Theater u. s. w. zu verschonen, wenigstens bis mein Gemüth, das durch den bitteren Abschied von meiner Mutter und meinen Freunden so verletzt war, wieder gestillt wäre.“

Mit der Zeit wurde sie freilich mehr, als ihr lieb war, in die Verbindlichkeiten des kleinen Hoflebens hineingezogen, und namentlich an den Donnerstagen, wo größere Gesellschaft war, durfte sie sich den „weltlichen Zerstreuungen“ derselben nicht entziehen. Unter andern hörte sie in diesen Tagen zu Düsseldorf die berühmte Catalani singen. Sie wurde aber auch, wie ein Familienglied, mit solcher Freundlichkeit behandelt, daß sie den Ihrigen, welche den Schmerz der Trennung nicht minder schwer verwanden, die beruhigende Versicherung geben konnte, das gütige Fürstenpaar vertrete gleichsam Elternstelle an ihr.

Am ersten Jahrestag ihres Abschieds von Berlin schrieb ihr die Mutter²: „ . . . O Luise, wie oft hab' ich heute Dein gedacht, wie war mir, so oft ich Dein Stübchen betrat — und

¹ Aus Düsseldorf 25. April 1820. An Emilie Piaffe.

² Berlin 9. März 1820.

doch trieben Sehnsucht und Unruhe mich immer wieder hinein. Es ist gerade Donnerstag, wo Du in Gesellschaft und Zerstreuung bist, ach, und möchtest Du doch weniger als ich die Schmerzen der Trennung empfinden! So schmerzlich meine Gefühle aber auch an dem hängen Tage, der ein geliebtes Kind von meinem Herzen riß, die treue Mutterbrust bestürmen, so habe ich dennoch Gott gedankt, der Dich in der Fremde eine neue Heimath finden ließ und Dir in der edlen Fürstengemeinschaft Eltern und Geschwister wieder gab. Möge sein Segen Dich immer geleiten und Du ganz so glücklich werden, als mein Gebet es Dir erfleht . . . Lebe wohl, geküßt und gesegnet von Deiner treuen Mutter."

Als daher die Mutter einige Monate später die vollzogene Thatsache ihrer Conversion erfuhr, war sie darauf schon mehr vorbereitet. Zu Anfang Juli 1820 meldet Wilhelm Hensel in brüderlicher Freude: „Gott hat gewollt, liebe Schwester, daß zwischen Dir und der Mutter kein Geheimniß mehr stattfinden sollte, und Alles sanfter gelöst, als menschlicher Verstand meinen konnte . . . Ich hatte ihr diese Stärke und Milde vereint nicht zugetraut. Minna war sehr bewegt und traurig. Ich tröstete sie so gut ich konnte. Sie nimmt sich jetzt recht vernünftig. Die Mutter weinte sehr, doch ist ihr kein Wort der Schmähung gegen die Kirche entfahren. Der Herr sei gepriesen, daß Alles so gut geendet!" Mutter und Tochter konnten sich nun gegenseitig offen und vertrauensvoll das Herz ausschütten; Luise that es in so pietätvoller, kindlich schöner Weise, daß die Mutter innig gerührt und die vollständige Versöhnung fortan durch nichts mehr getrübt war. In ihrem Tagebuch dankt Luise der seligsten Gottesmutter, daß sie ihrer irdischen Mutter solchen Trost ertheilt habe (S. 152 bis 153).

Mit den alten Freunden in Berlin verblieb Luise in fort-dauernder Verbindung; am liebsten unterhielt sie den Verkehr mit Fräulein Emilie Piaffe, weil sie bei dieser am meisten

religiöses Interesse, Verständniß für das, was der Angelpunkt ihres Sinnens und Trachtens war, voraussetzen durste. „Daß Du,“ schreibt sie an die Jugendfreundin¹, „Gott zu Deinem höchsten Interesse gemacht hast oder machen willst, freut mich von Herzen; es wäre wol die Schuldigkeit jedes Menschen, aber so sehr sind die Menschen gesunken, daß man sich freuen muß wie über etwas Außerordentliches, wenn einer seine Verpflichtung erkennt. Wir ringen da um einen Kranz, meine liebe Emilie, und darum ist es mir lieb, wenn wir in einen traulichen Briefwechsel treten, eine kann die andere immer ermuntern, wenn wir ermüden; aber ich weiß nicht, ob es Deine lieben Eltern gerne sehen, wenn wir uns so vertraut schreiben, und, mein Herz, Gehorsam gegen Eltern ist Gehorsam gegen Gott. Wie oft habe ich hierin gefehlt! wie oft hätte ich meiner Mutter zuvorkommender, gefälliger, folgsamer begegnen müssen! Selbst gegen meine neuen Eltern (so darf ich wahrlich ihrem gütigen Betragen nach den Fürsten und die Fürstin nennen) habe ich mir schon manche Versäumniß, manche Unschicklichkeit und Unart zu schulden kommen lassen. Doch Gott ist barmherzig und sie sind sehr gütig und nachsichtig.“

Die genannte Freundin war auch die erste, welche Luise wegen ihres Uebertritts in's Vertrauen zog. „Was Du aus meinem letzten Briefe vermuthest, liebe Emilie, hätte ich längst gern Dir und Jedem, der es wissen möchte, offen gesagt. Ich würde meine heilige Ueberzeugung (der ich mich nicht schäme und in der ich, Gott sei Dank, unerschütterlich bin) gar nicht zu verschweigen suchen, wenn ich nicht meiner Mutter (die meinen Schritt weiß und mir völlig veröhnt ist) versprochen hätte, dieß zu thun. Ich bitte Dich daher, darüber zu schweigen; wenn meine Familie von Berlin weg ist, werden diese Rücksichten aufhören.“

„Laß uns innig gut bleiben,“ fügt sie hinzu. „Wie zwei

¹ Münster, 10. Mai 1819. An Emilie Plaste.

Zugvögel, die nach der Sonne ziehen, so treiben unsere Seelen zu Gott, unsrer Sonne . . ."¹

In Düsseldorf erwählte Luise auf Overbergs Rath den P. Heinrich Wüsten, einen besonnenen, schon bejahrten Jesuiten, zu ihrem geistlichen Führer; doch hörte sie nicht auf, die wichtigsten Anliegen ihres Herzens auch jetzt noch dem ehrwürdigen Regens in Münster brieflich vorzulegen und an seinem Rath und seiner milden Einsicht sich zu stärken, wie so manche seiner Zuschriften an sie bezeugen. Am ersten Jahrestag ihrer Conversion war es Overberg, an den sie zur Erinnerung an den für sie so „hochfeierlichen und beglückenden Tag“, den Tag ihrer „geistigen Wiedergeburt“, einige Zeilen richtete. In seiner Antwort äußerte er: es vergehe kein Tag, an welchem er nicht im Geiste zu ihr komme und sie dem lieben Heilande empfehle, mit herzlicher Bitte, daß er sie stärken wolle, ihre guten Vorsätze, welche sie am gedachten 8. December so schön erneuerte, standhaft zu erfüllen. Auch was sie über die getroffene Wahl ihres geistlichen Vaters, „des so guten Herrn P. Wüsten“, berichtet, gewährte ihm volle Befriedigung. „Seitdem ich weiß,“ schreibt er², „daß Gott Ihnen viel Zutrauen zu diesem würdigen Herrn geschenkt hat, bin ich Ihrentwegen ruhig.“

P. Wüsten hatte in der That ihr volles Vertrauen erworben. Seine Führung stärkte und beglückte sie, und sie bedauert in ihrem Tagebuch nur, daß der vielbeschäftigte Mann „so wenig Zeit“ für sie hat (S. 198. 239). Dieses Tagebuch verzeichnet manche seiner Aeußerungen, wie z. B. seinen mildschönen Zuspruch am ersten Jahrestag ihrer geistigen Wiedergeburt; es sind herzensverständige Mahnungen, Warnungen und Ermunterungen eines gelassenen, weisen Seelenführers.

Ihre eigene Stimmung erscheint darin als eine im All-

¹ Düsseldorf, 22. Sept. 1820.

² Münster, den 14. Februar 1820.

gemeinen mehr beruhigte, friedliche, wenn auch von Zeit zu Zeit auf die Stunden himmlischen Aufschwungs der unvermeidliche Rückschlag folgt. Die „Freundlichkeit des Herrn“ möchte sie immerfort singen: „Laß in Liebe ganz mein Herz entbrennen, so oft ich höre Deinen Namen nennen“ (20. Nov. 1819). Im Jubel ihrer Seele muß sie sich fragen, wie es möglich, daß des Menschen Herz „noch außer dem Freunde Jesu so viel verlangen kann, da er, der Gottessohn, alle Wonne, alle Liebenswürdigkeit, allen Reichthum, alles Schöne in sich begreift“ (3. Dec. 1819). Auch mehrere dieser Stimmung entsprechende, so recht erlebte Lieder entstanden in der ersten Düsseldorfer Zeit; so am 25. Februar 1820 das schöne: „Dich innig zu betrachten, mein süßer Jesus Christ“, das wie eine fromme Widersagung gegen das „Zauberlicht“ des lockenden und zerstreuenden Gesellschaftslebens klingt; und das gleich darauf folgende, zum „Aschermittwoch“, das, ganz im Gegensatz zu der ernststen Mahnung dieses Tages, so hoffnungsfroh, wie ein Siegeslied über alles Erdenleid, dahinfluthet.

Der stets wiederkehrende, in gebundener wie ungebundener Rede ausgedrückte Grundgedanke ist: „Herr, Du weißt es, wie sehr ich Dich liebe — o gib mir mehr Liebe!“ Kein Geschaffener, einzig und allein der Schöpfer sollte ihr Herz besitzen¹.

Nach mehreren Monaten der Prüfung fand sie der Beichtvater genugsam vorbereitet, um ihrem Verlangen stattzugeben — zur Ablegung des Gelübdes jungfräulicher Keuschheit. Am 6. Mai 1820, einem Samstag, dem der seligsten Jungfrau geweihten Tage, legte Luise dieses Gelöbniß, ohne sich indeß zu einer bestimmten Lebensregel zu verbinden, am Fuße des Altars ab². Da war für sie, wie der Herausgeber des Tagebuchs bemerkt, „die von der Kirche von Alters her ge-

¹ Vgl. Tagebuch S. 104. 109. 114. 130. 132. 234 zc.

² Der Wortlaut ihres Gelöbnisses im Tagebuch S. 136—138; vgl. 309.

billigte Form ihrer Vermählung mit Jesus als gottgeweihte Braut gefunden — und zugleich der Mittelpunkt, um welchen fortan ihr Leben rotiren soll und wird" ¹.

Und nun singt sie aus selig überströmendem Herzen jenes einzige Lied: „Ich liebe einen Königssohn, ich lieb' ihn ganz allein! . . .“

Ihn lieben, das ist meine Lust,
Ihn missen, wär' mein Tod.
Ihn haben, ist mein' Seligkeit,
Ein' Andern kenn ich nicht;
Ihm dienen, ist mein Trost und Freud
Und ganze Lebenspflicht . . . ²

Noch in vielen andern Liedern der nächstfolgenden Zeit ergießt sie das Gefühl ihrer bräutlichen Glückseligkeit; alle athmen „heilige Seelenlust“, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Angelus Silesius seinen geistlichen Hirtenliedern vorgesetzt. Und das Tagebuch enthält Stellen, welche im Ausdruck freudigen Entzückens trotz der Prosa denselben gleichkommen ³. Sie erfuhr im Nachdenken über die göttliche Liebe, im Sichversenken in die Geheimnisse dieser Gnaden beglückende Augenblicke, die sie über alles Irdische hinaushoben; eine Fülle der Gnaden, daß sie „in der süßen Angst ihres Herzens oft nicht wußte wohin“. Dann fühlte sie sich „so reich, keine Königin ist so reich“ (S. 238. 301).

Aber solche Zustände können, so lange der Mensch in den Schranken der Endlichkeit befangen ist, naturgemäß nicht von Dauer sein, und so muß dann die zum Himmel aufstrebende Seele, die einzig und ganz dem Herrn leben möchte, immer wieder das Gesetz der Natur, die irdische Schwere empfinden, die sie nach den Niederungen des alltäglichen Seins hernieder-

¹ Ebend. S. 90—91.

² Tagebuch S. 146. Lieder S. 71.

³ S. 182. 197. 199. 202. 203. 240. 264. 301. 305. 347.

zieht. „Der Lerche gleich erhebt sich Luise im Fluge zu Gott, immer höher steigend im Jubel über Gottes Größe und Liebe — bis sie nachgerade erkennen und fühlen muß, daß sie noch unter dem Gesetze des gegenwärtigen Lebens steht, daß sie dem Wechsel noch unterworfen ist, und das, was einstens ewig und ununterbrochen unser Theil sein wird, hier nur in einzelnen Augenblicken erreicht und festgehalten werden kann.“¹

Dieser Wechsel der Empfindungen, der Streit zwischen dem Himmlischen und Irdischen, zieht sich durch die Blätter des Tagebuchs. In der mystischen Richtung ihres Gemüthes möchte die Liebeglühende hienieden schon die volle Vereinigung der geheiligten Seele mit Gott erstreben. „Jeder Gedanke, der nicht aus dir fließt und nach dir strebt, soll nicht mehr mein sein!“² Das war ihr Trachten, ihr Ideal. Aber die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur bleibt eben hinter diesem erhabenen Ziele zurück, und dann fühlt sie mit Betrübniß, daß Gott „sie noch nicht so gänzlich besitze“, wie sie es ersehnt. Der himmlische Königssohn soll ihre Heimath, ihr Leben, ihr Alles sein; aber die tägliche Erfahrung, daß noch ein anderes Ich in ihr sei, „die Sinne und der thörige Verstand, die zur Welt wollen“, die das Menschenherz „zu dem ziehen, was sie klug und lieblich dünkt“³, — das beugt sie zu Zeiten mit Beschämung darnieder.

Diesem Mißverhältniß zwischen Wollen und Vollbringen, dem ungestümen, fast leidenschaftlichen und doch nie ganz befriedigten Drang nach innerer Vollendung entspringen ihre Klagen und Schmerzensrufe, wovon ihre Tagebücher zeugen, entspringen auch die Bekenntnisse über ihre Sündhaftigkeit, ihre „Untreue und Undankbarkeit gegen Gott“, die sie in frommer Zerknirschung nicht oft genug, nicht stark genug sich vorhalten kann.

¹ J. Bartscher im Tagebuch S. 139—140.

² Tagebuch S. 222; vgl. 200. 261.

³ Ebend. S. 115. 127.

Ihr Leben, sagt sie einmal in ihrem bußfertigen Eifer, sei nichts als ein beständiges Fallen und Aufstehen. Sie nennt sich eine untreue Haushälterin der Güter ihres Herrn. Schon die bloße Versuchung empfindet sie als Sünde. Weil sie in solchen Augenblicken strenger Rückschau in ihrer Seele nur die Schatten sah, erschienen ihr diese doppelt dunkel und machten sie zu einer überstrengen Richter in ihrer selbst: sie, die mit allen Menschen so nachsichtig und geduldig war, sie wollte mit sich selbst und ihrer menschlichen Schwäche keine Geduld haben. Gerade der Gedanke, daß ihr durch die Aufnahme in die Mutterkirche an Gnade viel gegeben sei, erfüllt sie mit dem überwältigenden Gefühl einer großen Verantwortung. „Halte nicht für Demuth,“ schreibt sie an die vertraute Jugendgespielin¹, „was nur einfache Anerkennung meines Zustandes ist. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern — mir ist viel gegeben worden an Gnade; ich habe wenig gewirkt.“

Es ist ein bewegliches Stück Seelengeschichte, was sich in den Geständnissen dieser Tagebücher entrollt, und wer sie mit Unbefangenheit liest, wird nicht bloß mit Theilnahme, sondern auch mit Hochachtung das heroische Ringen und Streiten dieser aufwärts gerichteten Seele verfolgen. Gleichwohl sind diese Bekenntnisse dem Schicksal der Mißdeutung nicht entgangen. In confessioneller Voreingenommenheit hat man sie dazu benützt, um aus den vertraulichen Klagen und Selbstanklagen den Schluß zu ziehen, daß Luise Hensel auch in der katholischen Kirche den gesuchten Frieden nicht gefunden habe². Nichts ist irriger und zugleich ungerechter als dieß. Eine solche Schlußfolgerung kann nur aus einer Verkennung der ganzen Persön-

¹ Düsseldorf 22. Sept. 1820. An Emilie Plaste in Berlin.

² J. H. Reinkens in seinem mehrerwähnten Buch, und nach ihm Pastor Stursberg (Gefängnißgeistlicher in Düsseldorf) in der Tendenzschrift: „Luise Hensel und Freiherr von Richthofen, eine Antithese aus der Kirchengeschichte der neuesten Zeit.“ München-Gladbach 1879. (44 S.)

lichkeit der Schreibenden oder aus einer schiefen Auffassung der Mystik und mystischer Verhältnisse hervorgehen. Herr Regens Bartscher in Paderborn, der gerade durch die tendenziöse Verwerthung einzelner Stellen zur Herausgabe des ganzen Tagebuchs veranlaßt wurde, hat in der Einleitung zu demselben dieß für jeden Vorurtheilslosen überzeugend dargelegt. Das Tagebuch spricht übrigens für sich selbst. Wenn man die Aufzeichnungen dieses Buches im Zusammenhang liest und mit dem ganzen Lebensgang der Dichterin vergleicht, wird man über die Unhaltbarkeit jener Auslegungen keinen Augenblick im Zweifel sein, und Herr Bartscher hat kaum zu viel behauptet, wenn er sagt, daß Dr. Reinkens dieser edlen Seele durch solche Darstellung eine tiefe Kränkung zugefügt habe.

Den confessionellen Frieden hatte Luise Hensel von dem Tage an besessen, an welchem sie in die Kirche eintrat. Wenn sie trotzdem nicht innerlich völlige Ruhe fand, so lag der Grund entfernt nicht in irgend einer Art Enttäuschung, sondern, wie wir gesehen, eben darin, daß das Irdische dieser Himmelsbraut nicht genügte, daß sie, in unablässigem Kampf mit sich selbst sich emporarbeitend, mit glühender Sehnsucht nach ihrer eigentlichen Heimath, dem Himmel, verlangte — „ein Zugvogel, der nach der Sonne zieht“ — so schrieb sie ihrer Freundin. Ihr war es im wahren Sinne nur eine Pilgerfahrt, dieses traumhafte Leben, und das Heimweh nach dem Vaterhaus und seinem seligen Frieden hat sie nie ganz verlassen. Des großen Augustinus Wort, im Anfang seiner Bekenntnisse: „Du hast uns für Dich geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir!“ — das hat Luise Hensel so tief erfahren, so innerlichst durchlebt, daß man es als Motto über ihr Leben setzen könnte.

Luisens Düsseldorfer Leben dauerte über anderthalb Jahre, und als sie am Abschluß dieses Aufenthalts zurückblickte, fand sie, daß ihr diese Zeit, obgleich reich an Leiden und Prüfungen,

doch „so schnell und angenehm verflossen“ sei¹. Wenn sie in ihrem Tagebuch sich über den Zwang und die leeren Zerstreuungen des Gesellschaftslebens beschwert, weil ihr jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußeren Welt als eine Gefahr erschien für ihren innigen Verkehr mit Gott², so fehlte es ihr doch keineswegs an herz- und geistansprechendem, für ihr inneres Leben fruchtbaren Umgang, der sie auf's wohlthätigste berührte, wie ein warmer Gegenstrom gegen den Hauch der Weltluft.

Schon im Frühling 1820 schrieb sie aus Düsseldorf³ an die Jugendfreundin: „Hier und in und um Münster kenne ich doch schon (Gott sei Dank!) viele Seelen, die ganz brennen in Liebe zu Jesu, denen das eigene Interesse ganz untergegangen ist in liebender Ergebung, in Demuth, und Betrachtung der göttlichen Liebe und Schönheit; ich kenne Priester, die wie die Engel leben und nichts begehren, als für Jesum, ihren Meister, und für ihre Nebenmenschen zu arbeiten und zu leiden, wie ihr Beruf auch ist; aber kennst Du sie, Du würdest Christi treue Haushalter in vielen aus ihnen erkennen und verehren, Du würdest sehen, daß es noch Seelen gibt, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Denn so vergessen ist Er noch nicht auf Erden, wie ich glaubte, und es sind noch Viele, die mit Thränen für die bitten, welche Ihn so unverzeihlich vergessen, und die so leben, als ob es eine Kleinigkeit wäre, daß Gott für sie Mensch geworden und gekreuzigt ist. Nein, o Herr! es ist die einzige wichtige Geschichte, die jemals auf der Welt geschehen ist, wichtig, heilig, erhaben und unterhaltend genug, daß wir unser ganzes Leben hindurch daran genug zu betrachten, zu freuen und zu beweinen haben; wir brauchen keine andern Geschichten und keine Neuigkeiten mehr: Eins ist noth.“

¹ Tagebuch S. 264.

² Tagebuch S. 213. 232. 250. 252.

³ An Emilie Plasse. Düsseldorf 25. April 1820.

Eine große Verehrung hatte Luise für die Priorin des Carmelitesen-Klosters in Düsseldorf. Mutter Franziska, damals schon eine betagte Ordensfrau, war eine Persönlichkeit von geistiger Bedeutung, wegen ihres heiligmäßigen Wandels hochgeachtet. Luise Hensel suchte sie im Kloster häufig auf; ihren Belehrungen legte sie ein vorzügliches Gewicht bei¹, und die friedenathmende Weisheit derselben hatte für sie jedesmal eine beruhigende Kraft. „Sie sollten diese Seele kennen, sie ist sehr reich begnadigt“, schrieb sie an Brentano über dieselbe².

Der Dichter muß bald nachher den gleichen Eindruck empfangen haben, denn nicht ganz ein Jahr später macht Brentano seinen Bonner Freund Windischmann auf die Priorin aufmerksam: „Wenn Du nach Düsseldorf kommst, so gehe doch ein Viertelstündchen ins Carmelitesen-Kloster und verlange mit der Priorin zu sprechen und grüße sie von mir. Du wirst hinter dem Stachelgitter, wo man Tigerrhiere erwartet, die demüthigste, erleuchtetste Klosterfrau, ein Bild alter heiliger Zeit, erscheinen sehen; bitte sie um Gebet für Deine Familie und Absichten, und opfere dem armen Kloster etwa einen oder zwei Thaler, nur um zu sehen, wie die heilige Demuth und Armuth Gaben empfängt. Ich habe Ursache, sie sehr hoch zu achten; sie ist sehr alt und sieht ganz jung aus, schläft seit zehn Jahren nur auf dem Stuhl und genießt nur Wasser und Brod, dabei hat sie eine blühende Erscheinung, sie betet sehr getreu und Gott erhört sie gern. Sie wird Dir ein großer Trost sein.“³

Nächst der einzigen Emmerich gab es für Luise Hensel keine Persönlichkeit, die in ihren Augen höher stand, als die theure Mutter Franziska. Als sie aus Düsseldorf schied, galt einer ihrer letzten Besuche dem Kloster der Carmelitesen. Die Priorin starb im Jahre 1824, von Luise Hensel innig betrauert.

¹ Vgl. Tagebuch S. 143. 165. 188. 229. 235. 259.

² Brief vom 28. Sept. 1821.

³ Clemens Brentano's Ges. Briefe II. 14.

Eine warme, gleichgesinnte Freundin gewann Luise in Düsseldorf an der Gattin des Professors Durst, Friederike geb. von Volkhammer. Der Name Overbergs, für den Beide gleich innige Hochachtung empfanden, hat ohne Zweifel die gegenseitige Annäherung vermittelt. Dr. Benedikt Andreas Durst, ein geborner Bayer, früher am Gymnasium in Nürnberg, war unter dem Cultusminister Altenstein als Geschichtsprofessor an das katholische Lyceum in Düsseldorf berufen worden. Er war damals, und auch zur Zeit, als Luise Hensel in Düsseldorf weilte, noch Protestant; aber nicht lange nachher kam sein forschender Geist auf dieselben Wege, welche Luise unter so vielen Kämpfen und Schmerzen im Suchen nach der göttlichen Kirche gegangen war. Die Krisis scheint schon um jene Zeit ihren Anfang genommen und Luise Hensel nicht ohne Beziehung dazu gestanden zu haben. Overberg wenigstens glaubte es als ein Werk der Vorsehung betrachten zu müssen, daß Fräulein Hensel gerade zu dieser Zeit dem Hause des Prof. Durst zugeführt worden sei. Er erwähnt desselben in mehreren Briefen, und einen davon schließt er mit den bedeutungsvollen Worten¹: „An die Frau Professorin meinen Glückwunsch, viel Liebes und die Versicherung, daß ich ihrer täglich vor Gott gedächte, und hoffte, Gott werde ihr Flehen erhören. Daß Gott Sie, Geliebte im Herrn, zu der Stunde zu der Prof. führte, war wohl ein auffallendes Beispiel Seiner gütigen Vorsehung, und eine recht gute Vorbedeutung von dem, was Er künftig thun will. Der Geist Gottes komme über Sie mit der Fülle Seiner Gaben und Gnaden.“

Nur langsam und unter Kämpfen gelangte Professor Durst an das ersehnte Ziel. Der fromme Sinn seiner katholischen Frau, sowie der Umgang mit dem als Kirchenhistoriker bekannten Pfarrer Dr. Winterim in Bilk und andern hochgebildeten Geistlichen halfen seiner nach Erkenntniß ringenden Seele

¹ An Fräulein Hensel. [Münster] 20. Mai 1820.

die letzten Vorurtheile überwinden und endlich auch das Schwerste, den Entschluß des offenen Bekenntnisses zur Reise bringen. Am 22. Juni 1824 legte er in der Hofkirche zu Düsseldorf das katholische Glaubensbekenntniß ab, und Luise Hensel, die mittlerweile den Rhein verlassen und ihren Wohnsitz in Wiedenbrück aufgeschlagen hatte, erhielt von ihrer Freundin Friederike folgende Freudenbotschaft¹, datirt aus Düsseldorf 1. Juli 1824:

„Meine geliebte Luise wird vielleicht schon durch die gute Mathäi die Botschaft der Freude erhalten haben, und ich hoffe, Du wirst es meinem Herzen nicht zurechnen, daß ich diese Nachricht nicht Dir selbst eiligst zusendete . . . Vater Benedikt ist nun eingetreten in den Schooß der mütterlichen heiligen Kirche und mit ihm natürlich auch alle meine Kinder. Ehre sei Gott, durch den heiligsten Namen Jesu, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich sage Dir nichts über meine Empfindungen, meine Luise fühlt sie. — Viel Kampf ging voraus, aber Gott segnete die Waffen und so errang der gute Benedikt das Ziel, um das wir lange für ihn flehten. Am Abend des Tages des hl. Morysius, Deines Patrons, legte er die Generalbeicht ab, am andern Abend, bei geschlossenen Thüren, in der Hofkirche das Glaubensbekenntniß. Vater Schulten empfing es, Vater Wüsten und Vater Granderath waren Zeuge, ich und Vater Deinhard beteten indessen in der Sakristei. Am nächsten Tage empfing er die Absolution und am Tage des hl. Johannes gingen wir Beide, von den guten Brüggemann begleitet, nach der Loretto-Kapelle zu Bilk und empfingen dort das heilige Abendmahl. — Kurz ist diese Erzählung, sie soll auch nur Andeutung sein und alles Uebrige bleibt Deinem Herzen über-

¹ Der Brief bietet zu der kurzen Notiz in Rosenthals „Conversionenbildern“ (2. Aufl. I. 3. S. 512) eine nicht unwesentliche Ergänzung, weshalb hier das Wesentlichste mitgetheilt wird. Auch das bei Rosenthal fehlende Jahres- und Tagesdatum von Professor Durst's Conversion wird hiermit festgestellt.

lassen. Benedikt hat vor einigen Wochen dem preussischen Minister von Altenstein, als seinem besondern Gönner, sein Vorhaben angezeigt und sodann gleich nach der heiligen Handlung dem hiesigen Consistorialrath Kortüm und den vier protestantischen Professoren schriftlich. Die Sache erregt großes Aufsehen . . . Die Folgen stehen in Gottes Hand."

In einem Briefe an Brentano vom 31. Aug. 1824 schreibt Luise Hensel: „Durst hat sich in der ganzen Sache seines Uebertritts sehr schön, wahr und frei benommen. Ich freue mich seiner.“

Eine andere werthe Bekanntschaft fand Luise in dem Ehepaar von Kerz. Friedrich v. Kerz, ein ehemaliger Karlsruhler, geb. 1760, der einige Zeit zu Düsseldorf im Sekretariat des Ministers Beugnot beschäftigt gewesen, stand mit dem Hause des Fürsten Salm in Verkehr, dessen Söhnen erster Ehe er Privatunterricht erteilt hatte. Dadurch ergaben sich die Berührungen mit Fräulein Hensel von selbst. Die Fortsetzung der Stolberg'schen Geschichte der Religion Jesu, die er um diese Zeit, bereits ein Sechziger, übernommen, ward ein weiteres Band. Der geistvolle Mann bezeugte eine an Bewunderung grenzende Hochachtung für diese „schöne, privilegirte Seele“, wie er Luise in seinen Briefen nennt, und ganz ebenso seine Gattin, die von dem innig christlichen Wesen und Streben der jungen Berlinerin sich so angesprochen fand, daß sie von ihr nicht anders denn „als die älteste ihrer Schwestern“ sich betrachtet wissen wollte. Nach Luisens Abgang von Düsseldorf schrieb ihr Frau von Kerz: „Sonntags Morgens ist mir die Erinnerung unvergeßlich, wo Sie mit frommem Sinn und Herzen demüthig dem Herrn nahten. Dann wiederhole ich mir die Worte Ihres alten einfachen Paters Spee: Gehe auf dem Wege der Buße, auf dem Wege der Geduld und der Liebe, da wirst Du Jesum finden. So wie Sie, Geliebte, Ihn gefunden haben, so suche auch ich Ihn zu finden von ganzem Herzen und ungetheilte Seele, Gott gebe uns Beiden

Gnade dazu.“ — Sie blieben noch lange in brieflicher Verbindung. Herr v. Kerz, der ein Alter von 88 Jahren erreichte, beschloß sein Leben zu München am 3. December 1848.

Eine so geartete Umgebung schien wohl dazu angethan, einen Charakter wie Luise Hensel für längere Dauer zu fesseln. Aber andere Pflichten machten ihre Forderungen geltend. Einen Gegenstand der Sorge und der Fürsorge bildete für sie die Erziehung ihres Pflegesohnes, den sie vorläufig in den Händen ihrer Mutter zurückgelassen. Sie war entschlossen, diesem Vermächtniß der verstorbenen Schwester sich unter keiner Bedingung zu entziehen. Schon aus diesem Grunde hatte sie, wie sie ihrem Schwager mittheilt, ihren Aufenthalt in der fürstlichen Familie nie für lange dauernd angesehen, da sie „die übernommenen Mutterpflichten für Rudolf immer im Auge behalten, in dem Vertrauen, daß Gott, wenn es sein Wille ist, ihr dieses liebe Kind zu geben, ihr auch die Mittel und Wege zeigen könne, es zu erziehen“. Sie hatte diesem Schwager, der nach einiger Zeit sich wieder verheirathete, offen erklärt, daß sie als Katholikin das Kind katholisch erziehen werde, und dieser hatte ohne Weiteres dazu seine Einwilligung ertheilt. Eine Stellung zu finden, in der es ihr möglich gemacht würde, der Erziehung des Pflegekindeß sich zu widmen, war ihr darum eine Herzensangelegenheit¹. „Das Kind oder ein Kloster!“ schrieb sie einmal an Overberg.

Es kam aber noch ein anderer Umstand dazu, der ihr eine Veränderung ihrer Lage wünschenswerth erscheinen ließ, so schmerzlich ihrem Gemüthe jedesmal das Losreißen aus sonst angenehmen und lieb gewordenen Verhältnissen war. Denn während sie den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens im fürstlichen Hause, soviel es nur immer anging, sich entzog, während sie die höchste Seligkeit darin erkannte, als Gottesbraut „in

¹ Vgl. auch Tagebuch S. 164—166.

beständiger Hinwendung an den göttlichen Geliebten“ zu leben, und sich freute, „um Seinetwillen unter den Menschen fremd zu sein“¹ — hatte der stille Liebreiz ihrer Erscheinung, ohne daß sie es ahnte, in dem Herzen eines jungen Prinzen G., eines Verwandten der fürstlichen Familie, den mächtigsten Eindruck hinterlassen. „Dieser wurde von einer tiefen und aufrichtigen Liebe zu ihr ergriffen und bald ganz beherrscht. Er faßte den Entschluß, um jeden ehrlichen Preis sie zu heirathen. Seinen Vater bestimmte er durch unablässige Bitten und Thränen, die Einwilligung zu geben, und dieser selbst unternahm es, mit ihr zu reden, stieß aber auf unüberwindliche Hindernisse.“² Der Harm des Prinzen ging ihr nahe, und in einer Mischung von Mitleid und Sympathie mag sie wohl einen kurzen Augenblick geschwankt haben³, aber diese menschliche Regung mußte einer höhern weichen, und sie blieb unbeugsam. Die Krisis scheint schon im September 1820 ihren Höhepunkt erreicht zu haben, nach den Andeutungen im Tagebuch (S. 176 ff.) zu schließen, welche von tiefen Gemüthserschütterungen und einem Zwiespalt mit ihrer Umgebung zeugen. Auf diese Vorgänge bezieht sich ohne Zweifel auch die Stelle in ihren früher erwähnten Aufzeichnungen: „Man wollte mich ganz ans Leben fesseln, das ich in seinen innigsten Beziehungen, mit allem, was es mir an höherem und reinerem Lebensglück geboten hatte, mit blutendem aber willigem Herzen dem Herrn geopfert hatte.“⁴

Luiſe dachte nun ernstlich daran, das Haus der Fürstin Salm zu verlassen. Ihre Augen wandten sich nach dem Asyl, das ihr schon lange offen gehalten war — im Hause der Wittve des Grafen Friedrich Leop. Stolberg zu Sondermühlen.

¹ Tagebuch 234. 250. 280.

² Nach Reinkens S. 214. ³ Vgl. Tagebuch S. 269.

⁴ „Erinnerungen, meinen Verkehr mit der lieben sel. A. C. Emmerich betreffend.“

Bereits zu Lebzeiten des berühmten Dichters war sie durch ihre Lieder und ihre zierlichen Ausschnitt-Bildchen, welche die Brüder Brentano nach Sondermühlen gebracht hatten, im dortigen Kreise wohlbekannt geworden, und die Gräfin hätte schon damals das begabte Fräulein gern in ihre Umgebung gezogen. Nicht lange nach dem Tode des edlen Grafen, zu Beginn des Jahres 1820, war die Wittve ihr mit einem förmlichen Antrage zum Eintritt in ihr Haus entgegengekommen. Wenn Luise, schrieb sie ihr in Form einer Anfrage, einmal veranlaßt wäre, wegen Erziehung ihres Neffen die Fürstin Salm zu verlassen — ob sie dann nicht mit dem Knaben zu ihr kommen und wenigstens die ersten Jahre mit ihm in ihrem Hause bleiben möchte? Der Wunsch ihres Herzens sei, eine jüngere Freundin und Gehülfin für die Erziehung ihrer Töchter bei sich zu haben, und Luise könnte somit bei ihr zwei Aufgaben vereinigen. „Tragen Sie es Gott im Gebet vor,“ fügte sie hinzu; „vielleicht gibt er mir diesen Trost, diese Erleichterung. Mein geliebter seliger Mann wünschte so sehr, daß Sie zu uns kommen möchten; freilich ist Alles ganz anders, seitdem er nicht mehr sichtbar unter uns ist. Eine Hülfe für meine Töchter bedarf ich sehr; möchten Sie mir eine vorschlagen können, bis es Ihnen möglich wäre, selbst zu kommen.“¹

Um jene Zeit lagen die Dinge noch anders. Jetzt aber dünkte ihr der Augenblick gekommen, der zu einer Entscheidung drängte. Gegen das Frühjahr 1821 trat Luise in Unterhandlung mit der Gräfin Stolberg, und eine Verständigung war bald erzielt, denn die Gräfin begrüßte ihren Entschluß wie eine frohe Botschaft, ja „als eine ganz besonders freundliche Fügung Gottes“, weil sie zur Zeit „noch ganz besonders hilfsbedürftig“ sei, und überhaupt die Hoffnung, ein Wesen wie Luise um sich zu haben, ihr ein wohlthuender Gedanke wäre.

Gräfin Stolberg befand sich damals in Schlesien, auf dem

¹ Aus Sondermühlen, 4. Febr. 1820.

Schlosse ihres Schwiegersohnes, und stand im Begriffe, von dort zum Sommeraufenthalt nach Brauna in Sachsen zu gehen. Dort, auf ihrem heimatlichen sächsischen Gute, wollte sie Luise erwarten.

Fräulein Hensel rüstete zum Abschied. Er wurde ihr bitter genug, denn man ließ sie ungern ziehen, und die schmerzlichen Bekenntnisse ihres Tagebuchs lassen keinen Zweifel darüber, wie sehr sie selber litt, wie die Charwoche, in der sie ihre Zurüstungen traf, auch ihr persönlich zur Leidenswoche geworden. „Doch wie Gott will! Ich glaube ja, daß es Sein heiliger Wille ist, daß ich gehe. Und so esse ich denn (wie die Kinder Israels bei ihrer Flucht aus Egypten) reisefertig und stehenden Fußes mein Osterlamm.“ (Tagebuch 261.)

Der Salm'schen Familie hat sie immerfort dankbare Gesinnung bewahrt, aber auch Luise blieb bei dieser in gutem Andenken. In einem Briefe an ihren Bruder Wilhelm Hensel, der das fürstliche Paar ein Jahr später in Berlin getroffen, äußert sie sich voll warmer Empfindung: „Daß der Fürst und die Fürstin S. in Güte meiner gedenken, freut mich innig; ich werde immer fühlen, daß ich ihnen viel Dank schuldig bin, werde immer bereuen, was ich gegen sie gefehlt. Daß ich wegging, war meine Pflicht; auch die Fürstin wollte es ja selbst. Ich werde sie lieben, ihnen dankbar bleiben, so lange ich lebe, und sie täglich in mein Gebet schließen. Sind sie etwa noch in Berlin, so bitte ich, meine herzlichste, ergebenste Empfehlung; ich würde mich recht freuen, wenn ich sie noch einmal mündlich meiner Achtung und Liebe versichern könnte.“¹ — Die Fürstin, welche viel kränkelte, starb schon wenige Jahre nach Luises Weggang von Düsseldorf, am 16. Dez. 1823, erst 54 Jahre alt.

Das Tagebuch enthält im Verfolg nur noch eine einzige

¹ Aus Sondermühlen, 4. Juni 1822. — Spätere Aeußerungen finden sich in den Briefen an Schlüter 126 und 236.

Anspielung auf die Vorgänge in Düsseldorf. In Brauna schreibt Luise am Feste der heiligen Dreifaltigkeit (17. Juni 1821) in ihrer Abendbetrachtung die Worte nieder: „Nun weiß ich, wie ein Prinz so gar nichts ist gegen Dich, Du hoher Zimmermann! — Nimm mich nun und halte mich auf ewig, damit alle Prinzen der Welt nicht einen meiner Gedanken mehr von Dir abwenden können.“

II. Auf der Reise.

(1821.)

In Dülmen und Holtwick. Apollonia Diepenbrock. In Sachsen.
Dorothea Tiedk. Bei der Mutter in Schlesien.

In der letzten Woche des April 1821 verließ Fräulein Hensel Düsseldorf. Der Postweg führte über Dülmen, und so war es ihr endlich wieder vergönnt, die geliebte Emmerich zu sehen und ungehindert zu sprechen. Luise blieb dort neun Tage, fast unausgesetzt an der Seite der Kranken, wie es in ihren für den Biographen der Nonne bestimmten Aufzeichnungen heißt: „Neun Tage, die mir reicher Ersatz waren für unbeschreiblich schmerzliche Leiden, die ich durch die völlige Entbehrung alles Verkehrs mit ihr fast zwei Jahre lang getragen hatte. Sie war ganz Liebe und Freundlichkeit. Ich durfte mit meiner Arbeit den ganzen Tag über an ihrem Bette sitzen und ging nur zum Essen und Schlafen in meinen Gasthof. Manches Nützliche sagte sie mir; leider habe ich damals nur die wenigen nachfolgenden Zeilen in mein Tagebuch geschrieben:

,G. s. J. Chr.! — Dülmen, den 28. April 1821.

Wie glücklich bin ich doch, mit dieser erleuchteten Seele so vertraulich umgehen zu dürfen! Laß, o Herr! diese Zeit Früchte für die Ewigkeit in mir bringen! — Sie hegt ein großes Verlangen, Pater Wüsten zu sehen; seine Art, mich zu führen, gefällt ihr durchaus. — Sie hält es für ein großes Glück, von Gott zu reden. Es stärkt sie auch körperlich. — Die gute